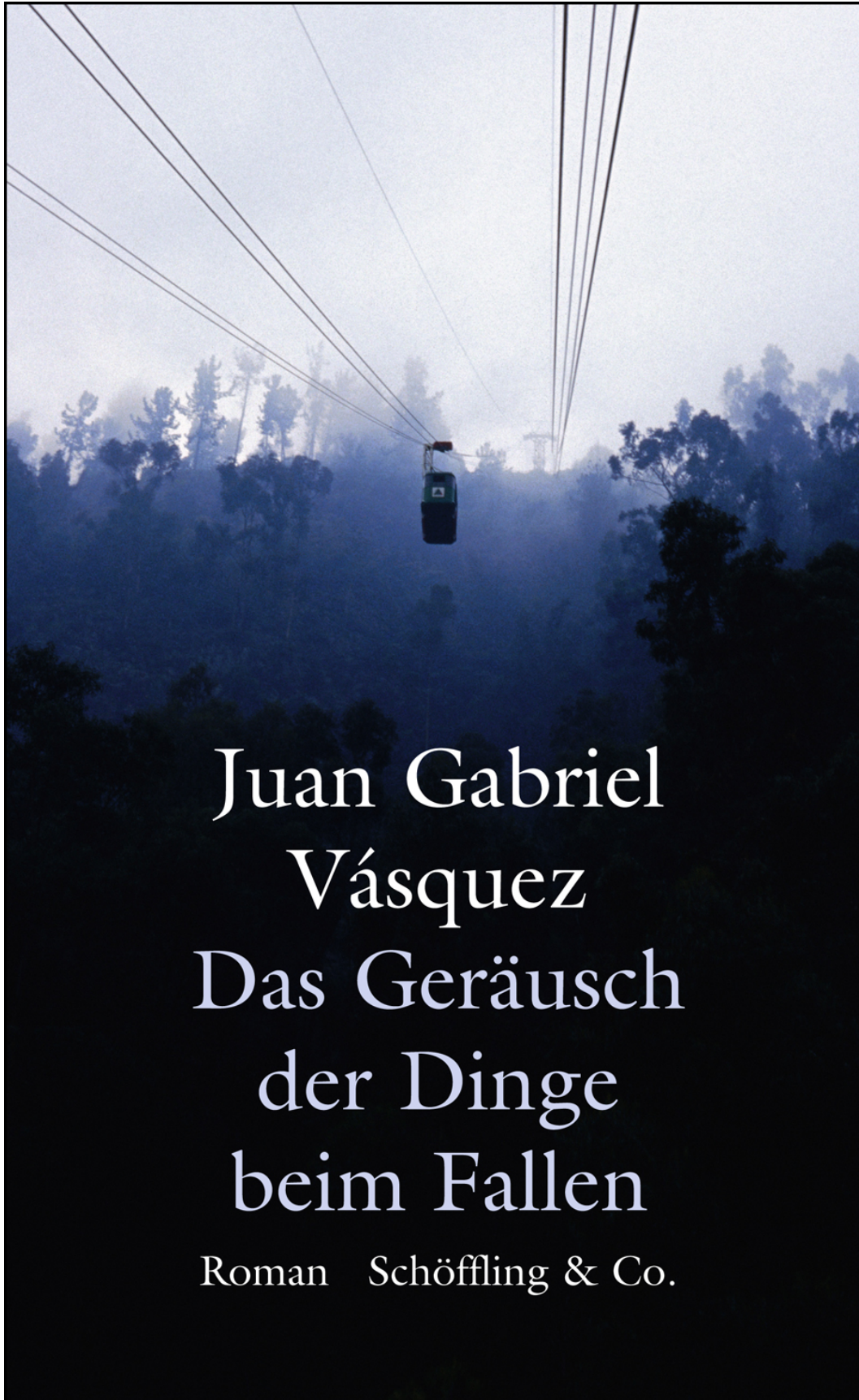


Juan Gabriel
Vásquez
Das Geräusch
der Dinge
beim Fallen

Roman Schöffling & Co.



Juan Gabriel
Vásquez
Das Geräusch
der Dinge
beim Fallen

Roman Schöffling & Co.

Inhalt

[Cover]

Titel

Widmung

Zitat

Das Geräusch der Dinge beim Fallen

I. Ein einziger langer Schatten

II. Nie wird sie eine meiner Toten sein

III. Der Blick der Abwesenden

IV. Wir sind alle auf der Flucht

V. What's there to live for?

VI. Hoch, hoch, hoch

Anmerkung des Autors

Zitatnachweise

Autorenporträt

Übersetzerporträt

Über das Buch

Impressum

[Leseprobe – DIE LIEBENDEN VON ALLERHEILIGEN]

Juan Gabriel Vásquez
Das Geräusch der Dinge
beim Fallen

Roman

Aus dem Spanischen
von Susanne Lange



Schöffling & Co.

Für Mariana, Erfinderin von Zeit und Raum

Und fallend brannten auch die Mauern meines Traums
wie eine ganze Stadt, die schreit im freien Fall!

Aurelio Arturo, *Traumstadt*

Dann kommst du auch vom Himmel? Von welchem
Planeten bist du?

Antoine de Saint-Exupéry, *Der kleine Prinz*

Das Geräusch der Dinge beim Fallen

1. Ein einziger langer Schatten

Das erste der Nilpferde, ein Männchen von der Farbe schwarzer Perlen und einem Gewicht von eineinhalb Tonnen, fand Mitte 2009 den Tod. Zwei Jahre zuvor war es aus Pablo Escobars ehemaligem Zoo im Flusstal des Río Magdalena entlaufen und hatte seine Freiheit dazu genutzt, Felder zu verwüsten, über Tränken herzufallen, die Fischer in Angst zu versetzen und sogar Rinderherden anzugreifen. Die Scharfschützen, die es jagten, schossen ihm eine Kugel in den Kopf und eine ins Herz (Kaliber .375, Nilpferdhaut ist dick). Sie posierten mit dem Kadaver, eine dunkle, faltige Masse, ein vom Himmel gefallener Meteorit, erklärten vor den ersten Kameras und Schaulustigen unter einem Kapokbaum, der sie vor der mörderischen Sonne schützte, das Tier sei so schwer, dass man es nicht als Ganzes transportieren könne, und machten sich unverzüglich daran, es zu zerlegen. Ich war in meiner Wohnung in Bogotá, an die zweihundert Kilometer südlich, als ich das Foto zum ersten Mal in einem bekannten Magazin sah, es nahm eine halbe Seite ein. So erfuhr ich, dass man die Eingeweide gleich dort verscharrt hatte, wo das Ungetüm niedergegangen war, während Kopf und Füße in ein Biologielabor meiner Stadt gewandert waren. Ebenso erfuhr ich, dass das Nilpferd nicht allein ausgerissen war. Frau und Kind waren mit ihm geflüchtet – zu solchen wurden sie zumindest in der sentimental Version jener Zeitungen deklariert, die es nicht allzu genau nahmen –, ihr Aufenthaltsort war noch unbekannt, und die Jagd nach ihnen wurde sofort zu einer

medienwirksamen Tragödie aufgebläht: die Verfolgung zweier unschuldiger Kreaturen durch ein herzloses System. Während die Hatz quer durch die Zeitungen weiterging, kam mir in diesen Tagen wieder ein Mann in den Sinn, an den ich schon lange nicht mehr gedacht hatte, obwohl mich eine Zeit lang nichts gewaltiger interessiert hatte als das Geheimnis seines Lebens.

Während der folgenden Wochen überfiel mich die Erinnerung an Ricardo Laverde nicht mehr nur beiläufig wie ein böser Streich, den uns das Gedächtnis spielt, sondern wurde zu einem unermüdlichen, treuen Gespenst, das zur Schlafenszeit neben meinem Bett stand und mich tagsüber von weitem musterte. Ob morgens im Radio, abends in den Fernsehnachrichten, in den Kolumnen der Zeitungen, die alle Welt las, oder in den Blogs, die niemand las, alle fragten sich, ob die verirrten Nilpferde unbedingt getötet werden mussten, ob man sie nicht einfach jagen, betäuben und nach Afrika zurückschicken konnte. In meiner Wohnung jedoch, fern dieser Debatte, die ich allerdings mit einer Mischung aus Faszination und Abscheu verfolgte, dachte ich immer ausgiebiger an Ricardo Laverde, an die Tage unserer Bekanntschaft, wie kurz sie gewesen war und wie langfristig ihre Konsequenzen. In Presse und Fernsehen ließen die Behörden Revue passieren, was für Krankheiten die *Artiodactyla* – dieses Wort gebrauchten sie, *Artiodactyla*, ich hatte es noch nie gehört – einschleppen konnten, und in Bogotá's Reichenvierteln tauchten T-Shirts mit der Aufschrift *Save the Hippos* auf. In meiner Wohnung, in langen Nächten mit Nieselregen, oder auf der Straße, wenn ich Richtung Zentrum lief, dachte ich indessen an den Tag, an dem Ricardo Laverde gestorben war, verbiss mich in die kleinsten Einzelheiten. Ich war überrascht, wie mühelos sich

das Gesagte heraufbeschwören ließ, das Gesehene oder Gehörte, der erlittene, überstandene Schmerz; mich überraschte auch, wie prompt und eifrig wir uns der schädlichen Übung des Erinnerns ausliefern, die am Ende nichts Gutes mit sich bringt, nur Sand in unserem Getriebe ist oder wie diese Gewichtsmanschetten, die sich die Athleten beim Training um die Knöchel binden. Nicht ohne Verwunderung merkte ich, dass sich mit dem Tod des Nilpferds ein Kreis in meinem Leben schloss, der sich vor langer Zeit geöffnet hatte, als kehrte man nach Hause zurück, um eine Tür zu schließen, die aus Versehen offen geblieben war.

Das ist der Ausgangspunkt dieser Erzählung. Ich weiß nicht, was uns das Erinnern nützt, welche Vorteile es uns bringt oder welchen Schaden, noch, wie sehr das Erlebte sich beim Erinnern verändert, aber es ist mir ein Bedürfnis geworden, mich genau an Ricardo Laverde zu erinnern. Irgendwo habe ich gelesen, ein Mann sollte die Geschichte seines Lebens aufschreiben, wenn er die vierzig erreicht, und dieser Stichtag rückt bedrohlich näher. Während ich diese Zeilen schreibe, trennen mich nur noch wenige Wochen von diesem unheilvollen Geburtstag. *Die Geschichte seines Lebens*. Nein, ich werde nicht mein Leben erzählen, sondern nur von ein paar Tagen vor langer Zeit, und ich bin mir bewusst, dass sich diese Geschichte, wie auch die Märchen stets betonen, schon früher zugetragen hat und wieder zutragen wird.

Dass ausgerechnet ich sie nun erzählen muss, tut nichts zur Sache.

Am Tag seines Todes, Anfang 1996, war Ricardo Laverde auf den engen Gehwegen des Candelaria-Viertels im Zentrum Bogotás unterwegs gewesen, zwischen den alten Häusern mit den Terrakottaziegeln und den Marmortafeln, die für nichts und niemanden historische Augenblicke festhalten, und gegen eins betrat er den Billardsalon in der Calle 14, um die eine oder andere Partie mit den Stammgästen zu spielen. Er wirkte weder nervös noch aufgewühlt, benutzte dasselbe Queue, denselben Tisch wie immer, ganz hinten an der Wand, unter dem stumm geschalteten Fernseher. Er spielte drei Runden, doch wie viele er gewann oder verlor, weiß ich nicht, denn an dem Nachmittag war ich nicht sein Partner, sondern spielte am Nebentisch. Aber ich erinnere mich gut, wie Laverde seine Einsätze bezahlte, sich von den Spielern verabschiedete und zur Ecktür ging. Er war schon auf Höhe der vorderen Tische, die meist nicht besetzt sind, weil das Neonlicht dort seltsame Schatten auf die Elfenbeinkugeln wirft, da schwankte er, als wäre er gestolpert. Er drehte sich um und kam wieder zurück, wartete geduldig, bis ich meine Serie von sechs, sieben Karambolagen beendet hatte, applaudierte sogar kurz bei einer über drei Banden, und als ich meine Punkte auf der Tafel notierte, trat er zu mir und erkundigte sich, wo er eine Tonbandaufnahme anhören könne, die er gerade bekommen habe. Oft habe ich mich gefragt, was geschehen wäre, wenn sich Ricardo Laverde nicht an mich gewandt hätte, sondern an jemand anderen im Billardsalon. Aber die Frage ist müßig, wie so viele, die wir uns über die Vergangenheit stellen. Laverde hatte gute Gründe, mich auszuwählen. Nichts kann das ändern, wie auch nichts ändern kann, was danach geschah.

Ich hatte ihn Ende letzten Jahres kennengelernt, ein paar Wochen vor Weihnachten. Ich stand kurz vor meinem sechsundzwanzigsten Geburtstag, hatte vor zwei Jahren meinen Abschluss als Anwalt gemacht, und wenn ich auch herzlich wenig von der praktischen Welt wusste, hielt die theoretische der Rechtswissenschaft keine Geheimnisse mehr für mich bereit. Ich schloss mit Auszeichnung ab – mit einer Arbeit über den Wahnsinn als Schuldausschließungsgrund in *Hamlet*: noch heute frage ich mich, wie sie überhaupt angenommen werden konnte, geschweige denn mit Auszeichnung – und wurde zum jüngsten außerordentlichen Professor in der Geschichte meiner Fakultät, zumindest nach Worten der älteren Kollegen, die mir die Stelle angeboten hatten. Damals war ich überzeugt, »Einführung in das Recht« zu geben und Generationen verschreckter Kinder, die gerade erst von der Schule kamen, die Grundlagen des Studiums beizubringen war das Einzige, was ich vom Leben zu erwarten hatte. Auf meinem Holzpodium, vor mir endlose Reihen verwirrter Milchbärte und leicht zu beeindruckender Mädchen mit permanent aufgerissenen Augen, lernte ich meine ersten Lektionen über die Natur der Macht. Nicht einmal acht Jahre trennten mich von den Neulingen, doch zwischen uns tat sich der doppelte Abgrund von Autorität und Wissen auf, etwas, was ich besaß und was ihnen, die gerade erst ins Leben gestolpert waren, vollständig fehlte. Sie bewunderten und fürchteten mich ein wenig, und ich merkte, dass man sich an Furcht und Bewunderung gewöhnen kann wie an eine Droge. Ich erzählte meinen Studenten von Höhlenforschern, die tief im Fels verschüttet worden waren und um des Überlebens willen nach einigen Tagen begannen, einander aufzuessen: Ist das Recht auf ihrer

Seite? Ich erzählte ihnen vom alten Shylock, vom Pfund Fleisch, das er einem andern herausschneiden wollte, von der listigen Portia, die es fertigbrachte, ihn mit einem juristischen Winkelzug daran zu hindern. Amüsiert sah ich zu, wie sie gestikulierten, sich ereiferten und in lächerliche Argumente verrannten, als sie im Dickicht dieser Anekdote nach den Ideen von Gesetz und Recht suchten. Nach der Erörterung dieser akademischen Musterfälle besuchte ich die Billardsalons der Calle 14, verbrauchte Lokale mit niedrigen Decken, in denen das andere Leben stattfand, das Leben ohne Lehre und Jurisprudenz. Dort, bei niedrigen Einsätzen und Kaffee mit Brandy, ging mein Tag zu Ende, manchmal in Gesellschaft des einen oder anderen Kollegen, manchmal mit Studentinnen, die nach ein paar Gläsern auch in meinem Bett landen konnten. Ich wohnte in der Nähe, oben im zehnten Stock, dort war die Luft stets kühl, man hatte stets einen guten Blick auf die Ziegel- und Zementbuckel der Stadt, und mein Bett war stets offen für eine Diskussion über Cesare Beccarias Begriff von der Strafe oder ein schwieriges Kapitel bei Bodenheimer, ja sogar für eine simple Änderung der Note auf dem kürzesten Weg. Mein Leben damals, das mir heute einem anderen zu gehören scheint, war voller Möglichkeiten. Auch die Möglichkeiten, wie ich lernen musste, gehörten einem anderen. Unmerklich verrannen sie, zogen sich zurück wie die Flut und ließen übrig, was ich heute bin.

Damals löste sich meine Stadt gerade von den gewalttätigsten Jahren ihrer jüngeren Geschichte. Ich meine nicht die Gewalt schäbiger Messerstechereien, keine blindwütigen Schüsse, keine beglichenen Rechnungen zwischen billigen Dealern, sondern die Gewalt jenseits der kleinen Missgunst, der kleinen Rache kleiner Leute, die

Gewalt, die von einem Kollektiv ausgeht, bei dem man im Geist auch den Artikel groß schreibt: Der Staat, Das Kartell, Die Armee, Die Front. Wir in Bogotá hatten uns an sie gewöhnt, teils, weil ihre Bilder uns mit überwältigender Regelmäßigkeit aus Nachrichten und Zeitungen entgegenkamen. An jenem Tag gingen die Bilder des jüngsten Attentats über den Bildschirm. Zuerst sahen wir den Reporter, der die Nachricht vor den Toren der Clínica del Country verkündete, dann einen durchsiebten Mercedes – durch das zerschmetterte Fenster sah man den Rücksitz, feine Glassplitter, die dicken Pinselstriche des getrockneten Bluts –, und als an allen Tischen die Bewegung erstarrt, das Gespräch verstummt war und der Ruf aufkam, lauter zu stellen, sahen wir über dem Geburts- und dem frischen Todesdatum in Schwarzweiß das Gesicht des Opfers. Es war der konservative Politiker Álvaro Gómez, Sohn eines der umstrittensten Präsidenten dieses Jahrhunderts und selbst mehrmals Präsidentschaftskandidat. Niemand fragte, warum er umgebracht worden war und von wem, denn in meiner Stadt waren solche Fragen sinnlos geworden, oder man stellte sie nur noch als rhetorische. Anders konnte man auf diesen neuen Schlag ins Gesicht nicht reagieren. Diese Verbrechen (Politattentate, nannte sie die Presse: sehr schnell ging dieses Wort in mein Vokabular über) hatten mein Leben wie Satzzeichen strukturiert, wie die überraschenden Besuche entfernter Verwandter, auch wenn ich es damals kaum so empfunden hatte. Ich war vierzehn gewesen an jenem Abend 1984, als Pablo Escobar seinen prominentesten Verfolger tötete oder töten ließ, den Justizminister Rodrigo Lara Bonilla (zwei Killer auf dem Motorrad, in einer Kurve der Calle 127). Sechzehn, als Escobar den Herausgeber der Zeitung *El Espectador*,

Guillermo Cano, tötete oder töten ließ (wenige Meter vor der Redaktion, der Mörder schoss ihm achtmal in die Brust). Neunzehn und bereits erwachsen, auch wenn ich noch nicht gewählt hatte, als der Präsidentschaftskandidat Luis Carlos Galán starb, dessen Ermordung in eine andere Kategorie fiel, zumindest in unserer Vorstellung, denn sie wurde im Fernsehen übertragen: die Kundgebung, auf der man Galán zujubelte, die Maschinengewehrgarbe, dann der Körper, der auf der Tribüne zusammenbrach und zu Boden fiel, geräuschlos oder mit einem Geräusch, das die tosende Menge und die ersten Schreie überdeckten. Kurz darauf dann die Avianca-Maschine, eine Boeing 727-21, die Escobar in der Luft explodieren ließ – irgendwo zwischen Bogotá und Cali –, um einen Politiker zu töten, der nicht einmal an Bord war.

Also bedauerten wir Billardspieler das Verbrechen mit dieser Resignation, die Teil unseres Nationalcharakters geworden ist, eine Art Vermächtnis unserer Zeit, und jeder wandte sich wieder seiner Partie zu. Jeder außer einem, denn der blickte weiter gebannt auf den Fernseher, wo nun die nächste Nachricht Bilder der Verwahrlosung zeigte: eine Stierkampfarena, die bis hinauf zu den Fahnen (oder zu der Stelle, wo sich die Fahnen erhoben hätten) von Unkraut überwuchert war, ein Schuppen, in dem Oldtimer vor sich hin rosteten, ein riesiger Tyrannosaurus, der sich in seine Bestandteile auflöste und den Blick auf ein komplexes Metallskelett freigab, traurig und nackt wie eine ausrangierte Schaufensterpuppe. Es war die Hacienda Nápoles, Pablo Escobars mythischer Landsitz, vor Jahren Hauptquartier seines Imperiums, der nach dem Tod des Mafiabosses 1993 seinem Schicksal überlassen worden war. Um dessen Verwahrlosung ging es in der Meldung, um den

beschlagnahmten Besitz des Drogenbarons und die Abermillionen von Dollar, die die Behörden verschleudert hatten, da sie nicht wussten, was sie mit dem Besitz anfangen sollten, es ging um all das, was man mit diesem märchenhaften Erbe hätte tun können und nicht getan hatte. Da begann dieser Spieler am Tisch gleich unter dem Fernseher, der bisher niemals aufgefallen war, zu sprechen, als redete er mit sich selbst, unwillkürlich, doch laut wie jemand, der allein lebt und in seiner Einsamkeit vergessen hat, dass man ihn hören kann.

»Was werden sie mit den Tieren anstellen?«, sagte er. »Die Armen krepieren vor Hunger, und keinen schert es.«

Jemand fragte, welche Tiere er meine. Der Mann sagte bloß: »Was trifft die schon für eine Schuld?«

Das waren die ersten Worte, die ich von Ricardo Laverde hörte. Mehr sagte er nicht, erklärte nicht, welche Tiere er meinte, noch, woher er wusste, dass sie vor Hunger krepieren. Aber niemand fragte nach, denn wir waren alt genug und hatten die Hacienda Nápoles noch in ihrer Glanzzeit erlebt. Der Zoo war eine Legende gewesen, als Spleen eines Drogenmillionärs bot er seinen Besuchern ein Schauspiel, das in unseren Breiten seinesgleichen suchte. Ich hatte ihn mit zwölf gesehen, während der Weihnachtsferien, natürlich hinter dem Rücken meiner Eltern. Allein die Vorstellung, dass ihr Sohn einen Fuß auf das Anwesen eines berüchtigten Mafioso setzte, hätte sie schockiert, erst recht der Gedanke, dass er sich dabei vergnügte. Aber ich musste unbedingt sehen, worüber alle redeten. Ich ließ mich von den Eltern eines Schulfreunds einladen, an einem Wochenende standen wir in aller Frühe auf, nahmen die sechs Stunden Fahrt zwischen Bogotá und Puerto Triunfo auf uns, und nachdem wir das Steintor

passiert hatten (darüber in dicken blauen Lettern der Name des Landsitzes), verging der Nachmittag auf der Hacienda bei Königstigern und Aras aus dem Amazonaswald, Zwergpferden und handtellergroßen Schmetterlingen, sogar zwei indische Nashörner gab es, frisch eingetroffen, wie uns ein Junge mit Tarnweste im Dialekt der Gegend erklärte. Und natürlich waren da die Nilpferde, von denen in jener Glanzzeit noch keines entflohen war. Ich wusste also sehr wohl, welche Tiere der Mann meinte, wusste jedoch nicht, dass diese wenigen Worte ihn mir nach fast vierzehn Jahren wieder ins Gedächtnis rufen würden. Darüber nachgedacht habe ich, versteht sich, erst später. Damals im Billardsalon war Ricardo Laverde nur einer der vielen im Land, die voller Erstaunen Aufstieg und Fall eines der bekanntesten Kolumbianer aller Zeiten verfolgt hatten, und ich achtete nicht weiter auf ihn.

Im Gedächtnis ist mir von diesem Tag jedoch, dass der Mann nichts Einschüchterndes an sich hatte. Er war so dünn, dass man seine Größe überschätzte, und erst, wenn er neben einem Queue stand, merkte man, dass er kaum eins siebzig maß. Sein schütteres mausgraues Haar, die spröde Haut und die langen, stets schmutzigen Fingernägel ließen ihn krank oder verwahrlost wirken, verwahrlost wie ein verlassenes Grundstück. Er war gerade erst achtundvierzig geworden, sah aber viel älter aus. Das Sprechen schien ihn anzustrengen, als fehlte ihm die Luft, sein Puls war so schwach, dass ihm die blaue Queuespitze vor der Kugel zitterte, und es war fast ein Wunder, dass er nicht öfter danebentraf. Alles an ihm sprach von Müdigkeit. Eines Nachmittags, Laverde war bereits gegangen, verriet mir einer seiner Billardpartner (ein Mann im gleichen Alter, der sich besser bewegte, besser atmete, bestimmt noch lebt

und vielleicht sogar diese Erinnerungen liest) ungefragt den Grund. »Das Gefängnis ist schuld«, sagte er mir und ließ beim Sprechen einen Goldzahn aufblitzen. »Das Gefängnis macht die Leute müde.«

»Er war im Gefängnis?«

»Ist gerade rausgekommen. An die zwanzig Jahre soll er gesessen haben.«

»Was hat er angestellt?«

»Das weiß ich wahrhaftig nicht«, sagte der Mann. »Etwas wird er getan haben, oder? Niemand bekommt für nichts und wieder nichts so viele Jahre aufgebrummt.«

Ich glaubte ihm natürlich, denn nichts wies auf eine andere Wahrheit hin, es gab keinerlei Grund, diese erste Version von Ricardo Laverdes Leben zu hinterfragen, die mir arglos und spontan vermittelt worden war. Einen Exhäftling hatte ich noch nie kennengelernt, und mein Interesse an Laverde oder meine Neugier wuchs. So eine lange Haftstrafe beeindruckt einen jungen Menschen, wie ich es damals war. Ich rechnete mir aus, dass ich unlängst Laufen gelernt hatte, als Laverde ins Gefängnis gekommen war, und niemand bleibt gleichgültig bei dem Gedanken, dass man herangewachsen und in die Schule gegangen ist, den Sex und vielleicht den Tod entdeckt hat (zuerst ein Haustier, dann der Großvater), dass man Freundinnen gehabt, schmerzhaft Trennungen erlebt und die Macht der Entscheidung mit ihrer Befriedigung oder Reue kennengelernt hat, ebenso die Macht, zu schaden, mit ihrer Befriedigung oder Schuld, und all das, während ein Mann dieses Leben ohne Entdeckungen oder neue Erfahrungen führt, das eine so lange Haftstrafe darstellt. Ein ungelebtes Leben, ein Leben, das einem durch die Finger rinnt; das

eigene Leben, das man erträgt, das aber zugleich anderen gehört, die es nicht ertragen müssen.

Fast unmerklich kamen wir einander näher. Es geschah erst zufällig. Ich klatschte bei einer seiner Karambolagen – ihm lag das Spiel über die Banden – und lud ihn schließlich ein, an meinem Tisch zu spielen, oder bat um einen Platz an seinem. Widerstrebend ließ er es zu wie ein Meister, der einen Lehrling annimmt, obwohl ich ihm spielerisch überlegen war und Laverde mit mir zusammen endlich nicht mehr verlor. Doch damals entdeckte ich, dass ihm das Verlieren wenig ausmachte. Das Geld, das er am Ende der Partien auf das smaragdgrüne Tuch legte, diese zwei, drei dunklen, zerknitterten Scheine, waren Teil seiner laufenden Ausgaben, ein eingeplanter Posten im Budget. Billard war für Laverde kein Zeitvertreib, nicht einmal ein Wettstreit, sondern die einzige Möglichkeit, in Gesellschaft zu sein. Das Geräusch der klackenden Kugeln, der Holzperlen an den Drähten, der blauen Kreide, die über die abgewetzte Lederspitze reibt, das war sein Gesellschaftsleben. Jenseits der Tische, ohne ein Queue in der Hand, konnte Laverde keine normale Unterhaltung führen, geschweige denn eine Beziehung aufbauen. »Manchmal scheint mir«, sagte er bei unserem einzigen vertrauteren Gespräch, »ich habe nie jemandem in die Augen geblickt.« Natürlich übertrieb er, aber nicht mit Absicht, wie mir schien. In die Augen hatte er mir bei diesen Worten nicht gesehen.

Jetzt blicke ich nach all den Jahren mit einem Verständnis zurück, das ich damals nicht besaß, denke an dieses Gespräch und finde es unglaublich, dass mir dessen Bedeutung damals nicht sofort bewusst geworden war. (Wir sind miserable Richter unserer Zeit, vielleicht, weil die Gegenwart gar nicht existiert. Alles ist Erinnerung, dieser

Satz, den ich eben geschrieben habe, ist bereits Erinnerung, Erinnerung ist das Wort, dass Sie, Leser, gerade gelesen haben.) Das Jahr ging seinem Ende entgegen, die Prüfungszeit begann, und es fanden keine Seminare mehr statt. Nun hatte sich das Billardspiel vollends meiner Tage bemächtigt, gab ihnen gewissermaßen einen Rahmen und einen Sinn. »Ach«, sagte Ricardo Laverde jedes Mal, wenn er mich kommen sah. »Ein Wunder, dass Sie mich noch antreffen, Yammara, ich wollte gerade gehen.« Allmählich änderte sich unser Verhältnis. Das wurde mir an dem Nachmittag bewusst, an dem Laverde sich nicht wie üblich von mir verabschiedete, über den Tisch hinweg, indem er die Hand zur Stirn führte wie ein Soldat, und mich mit dem Queue in der Hand stehen ließ, sondern wartete, bis ich unser beider Getränke bezahlt hatte – vier Kaffees mit Brandy, zum Schluss eine Cola –, und mit mir zusammen das Lokal verließ. Gemeinsam gingen wir bis zur Plazoleta del Rosario, im Gestank der Abgase, der frittierten Maisfladen und der offenen Gullys, und dort, wo eine Rampe in den dunklen Schlund eines Parkhauses taucht, klopfte er mir auf die Schulter, eine zarte Berührung seiner zarten Hand, die eher einer Liebkosung als einem Abschied glich, und sagte: »Na dann, bis morgen. Ich muss noch etwas erledigen.«

Ich sah, wie er den Schwärmen der Smaragdhändler auswich und den Fußgängerweg Richtung Carrera Séptima nahm, dann um die Ecke bog und meinem Blick entschwand. Die Straßen schmückten sich bereits mit Weihnachtslichtern: Girlanden mit Rentieren und Zuckerstangen, englischen Wörtern und Schneeflocken in einer Stadt, in der es noch nie geschneit hat und der Dezember zu den sonnigsten Monaten zählt. Doch tagsüber

waren die toten Lichter kein Schmuck, sondern versperrten, verschmutzten, verseuchten den Blick. Die Kabel über unseren Köpfen, quer über der Straße, waren wie Hängebrücken und hangelten sich auf der Plaza Bolívar, Kletterpflanzen gleich, an den Laternenpfosten, den ionischen Säulen des Parlamentsgebäudes, den Mauern der Kathedrale empor. Die Tauben hatten jetzt noch mehr Kabel zum Sitzen und die Maiskolbenverkäufer alle Hände voll zu tun, um die Touristen zu versorgen, desgleichen die Straßenfotografen: alte Männer mit Poncho und Filzhut, die ihre Kunden einfingen, wie man Kühe eintreibt, und dann beim Fotografieren unter einem schwarzen Tuch verschwanden, nicht, weil ihre Kamera das erfordert hätte, sondern weil die Kunden das erwarteten. Diese Fotografen waren Überlebende einer anderen Zeit, als noch nicht alle Welt sich mit dem eigenen Apparat porträtieren lassen konnte und die Vorstellung nicht abwegig war, auf der Straße ein Foto zu kaufen, das ein Fremder (oft unbemerkt) von einem gemacht hatte. Von den Älteren besitzt jeder in Bogotá so ein Straßenfoto von sich, die meisten in der Séptima aufgenommen, der ehemaligen Calle Real del Comercio, der Königin der Bogotaer Straßen. Meine Generation wuchs mit diesen Fotos im Familienalbum auf, von Männern im Dreiteiler, Frauen mit Handschuhen und Regenschirm, Menschen einer anderen Zeit, in der Bogotá kälter und regnerischer war, intimer, aber nicht weniger anstrengend. Ich habe das Foto meines Großvaters aus den Fünfzigern aufbewahrt und das meines Vaters, fünfzehn Jahr später aufgenommen. Doch das Foto, das sich Ricardo Laverde an jenem Nachmittag machen ließ, habe ich nicht, obwohl es so deutlich in meinem Gedächtnis fortlebt, dass ich es nachzeichnen könnte, wenn ich Talent fürs Zeichnen

hätte. Habe ich jedoch nicht. Dies gehört zu den Talenten, die ich nicht besitze.

Das war es also, was Laverde hatte erledigen müssen. Nachdem er sich von mir getrennt hatte, war er zur Plaza Bolívar gegangen und hatte eines dieser altmodischen Porträts von sich anfertigen lassen, und am nächsten Tag kam er mit dem Ergebnis in der Hand in den Billardsalon: ein Abzug in Sepiatönen, vom Fotografen signiert, darauf ein Mann, der weniger traurig oder schwermütig als sonst wirkte, ja wäre diese Einschätzung nach dem Eindruck der letzten Monate nicht kühn gewesen, hätte man meinen können, ein zufriedener Mann. Über dem Billardtisch befand sich noch die schwarze Plastikplane, Laverde legte das Bild, sein Bild, auf die Plane und betrachtete es fasziniert. Darauf war er tadellos gekämmt, ohne eine Falte im Anzug, auf der rechten ausgestreckten Hand pickten zwei Tauben; weiter hinten konnte man den Blick eines schaulustigen Pärchens ausmachen, beide mit Rucksack und Sandalen, und noch weiter hinten, neben einem Wägelchen mit Maiskolben, durch die Perspektive vergrößert, den Justizpalast.

»Sehr schön«, sagte ich. »Haben Sie es gestern machen lassen?«

»Ja, gestern erst«, sagte er und erklärte kurzerhand: »Meine Frau kommt nämlich.«

Er sagte nicht etwa »das Foto ist ein Geschenk«, erläuterte nicht, warum dieses sonderbare Geschenk seine Frau interessieren könnte, erwähnte nicht die Jahre im Gefängnis, obwohl sie offensichtlich über der Angelegenheit schwebten wie Geier über einem sterbenden Hund. Ricardo Laverde tat jedenfalls so, als wüsste im Billardsalon niemand von seiner Vergangenheit, und sofort spürte ich,

dass diese Fiktion ein prekäres Gleichgewicht zwischen uns aufrechterhielt, an das ich lieber nicht rühren wollte.

»Was heißt, sie kommt?«, fragte ich. »Woher kommt sie?«

»Sie stammt aus den Vereinigten Staaten, ihre Familie lebt dort. Meine Frau kommt. Sagen wir, sie kommt zu Besuch.« Und dann: »Ist das Foto gut? Finden Sie es gelungen?«

»Sehr gelungen«, sagte ich mit einer Spur ungewollter Herablassung. »Sie sehen sehr elegant aus, Ricardo.«

»Sehr elegant«, wiederholte er.

»Sie sind also mit einer Yankee verheiratet.«

»Stellen Sie sich vor.«

»Und sie bleibt über Weihnachten?«

»Ich hoffe«, sagte Laverde. »Ich hoffe sehr.«

»Das hoffen Sie? Ist das nicht sicher?«

»Na ja, ich muss sie erst überreden. Das ist eine lange Geschichte, verlangen Sie keine Erklärung von mir.«

Laverde nahm die schwarze Plane ab, nicht mit einem Ruck, wie es die anderen Spieler taten, sondern er faltete sie nach und nach zusammen, sorgfältig, fast zärtlich, wie man eine Fahne bei einem Staatsbegräbnis zusammenlegt. Wir fingen zu spielen an, und vor einem seiner Stöße beugte er sich über den Tisch, richtete sich wieder auf, suchte den besten Winkel und stieß nach der ganzen Zeremonie die falsche Kugel. »Verdammt«, sagte er. »Entschuldigung.« Er ging zur Tafel, fragte, wie viele Karambolagen er schon hatte, und zählte mit der Queuespitze die Holzperlen ab (wobei er unabsichtlich die weiße Wand berührte und einen blauen Strich neben all den anderen blauen Strichen hinterließ, die sich mit der Zeit dort angesammelt hatten). »Entschuldigung«, sagte er wieder. Plötzlich war er nicht mehr bei der Sache, seine Bewegungen, der starre Blick auf die Elfenbeinkugeln, die langsam ihre neuen Positionen auf

dem Tuch einnahmen, waren die eines Abwesenden, einer Art Gespenst. Mir kam der Gedanke, dass Laverde und seine Frau womöglich geschieden waren, doch dann schoss mir eine weitere Möglichkeit in den Sinn, die noch bitterer war und deshalb interessanter: Seine Frau wusste nicht, dass Laverde aus der Haft entlassen worden war. In dem kurzen Moment zwischen zwei Karambolagen stellte ich mir einen Mann vor, der aus einem Bogotaer Gefängnis entlassen wird – in meiner Fantasie spielte sich die Szene vor der Penitenciaría Distrital ab, dem letzten Gefängnis, das ich im Fach Kriminologie besucht hatte – und der seine Entlassung geheim hält, um jemanden zu überraschen, eine Art umgekehrter Wakefield, der im Gesicht seines einzigen Angehörigen den Ausdruck überrumpelter Liebe erwecken will, den jeder einmal sehen möchte oder sogar mit List befördert haben mag, irgendwann.

»Und wie heißt Ihre Frau?«, fragte ich.

»Elena.«

»Elena de Laverde«, sagte ich, als würde ich den Namen prüfend abwägen, und fügte das besitzanzeigende »de« hinzu, das in Kolumbien fast alle seiner Generation noch benutzen.

»Nein«, berichtigte Ricardo Laverde. »Elena Fritts. Wir wollten nicht, dass sie meinen Namen annimmt. Eine moderne Frau, verstehen Sie.«

»Das ist modern?«

»Nun, damals war es das. Den Namen zu behalten. Und da sie eine Yankee ist, haben es die Leute nicht übelgenommen.« Dann, mit plötzlicher oder wiedererlangter Nonchalance: »Na, trinken wir einen Schluck?«

Ein Schluck kam zum andern, weißer Rum, der einen medizinischen Nachgeschmack im Rachen hinterließ, und so

verging der Nachmittag. Gegen fünf hatten wir das Spielen satt, legten die Queues auf den Tisch, die drei Kugeln ins Pappviereck ihrer Schachtel und setzten uns auf die Holzstühle wie Zuschauer, Begleiter oder müde Spieler, jeder mit seinem hohen Rumglas in der Hand, das wir von Zeit zu Zeit schwenkten, damit sich das frische Eis gut mischte, und das in unseren schwitzigen Kreidefingern immer verschmierter wurde. Von dort aus hatten wir die Theke, die Toilettentüren und die Ecke mit dem Fernseher im Blick und konnten sogar die Spielzüge zweier Tische kommentieren. An einem von ihnen setzten vier Spieler, die wir noch nie gesehen hatten, mit Seidenhandschuhen und zerlegbaren Queues, bei einer Partie mehr Geld, als wir beide zusammen in einem Monat ausgaben. Dort, auf dem Stuhl neben mir, machte Ricardo Laverde die Bemerkung, dass er noch nie jemandem in die Augen geblickt hatte. Und mir fiel auf, dass mich etwas an ihm irritierte: ein tiefer Widerspruch zwischen seiner Redeweise, seinen stets eleganten Umgangsformen und seinem nachlässigen Aussehen, seinen prekären Finanzen, seiner Anwesenheit in dieser Art Lokal, in dem Leute einen Halt suchen, den sie aus irgendeinem Grund verloren haben.

»Seltsam, Ricardo«, sagte ich. »Nie habe ich Sie gefragt, was Sie eigentlich tun.«

»Stimmt, niemals«, sagte Laverde. »Ich Sie auch nicht. Aber ich gehe davon aus, dass Sie Professor sind, wie alle hier, bei den vielen Universitäten im Zentrum. Sind Sie Professor, Yammara?«

»Ja«, sagte ich. »Jura.«

»Na fein«, sagte Laverde mit einem schiefen Lächeln. »Wo wir hierzulande so knapp an Anwälten sind.«

Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, sagte jedoch nichts.

»Aber Sie haben mir nicht geantwortet«, hakte ich nach.
»Was tun Sie, was ist Ihr Beruf?«

Ein Schweigen trat ein. Was ihm in diesen Sekunden durch den Kopf gegangen sein muss: jetzt, nach so langer Zeit, kann ich es verstehen. All die Grübeleien, der Verzicht, die Vorbehalte.

»Ich bin Pilot«, sagte Laverde in einem Ton, den ich noch nie bei ihm gehört hatte. »Besser gesagt, ich war Pilot. Jetzt bin ich Pilot im Ruhestand.«

»Pilot von was?«

»Pilot von etwas, was fliegt.«

»Ja, aber was? Passagierflugzeuge? Überwachungshubschrauber? Also ich verstehe davon ...«

»Hören Sie, Yammara«, schnitt er mir mit ruhiger, doch fester Stimme das Wort ab, »mein Leben erzähle ich nicht jedem Beliebigen. Verwechseln Sie Billard nicht mit Freundschaft, seien Sie so gut.«

Ich hätte beleidigt reagieren können, tat es aber nicht. Die plötzliche, eher willkürliche Aggressivität in seinen Worten hatte etwas Flehendes. Auf die schroffe Antwort folgten Gesten der Reue und Versöhnung, ein Kind, das verzweifelt um Aufmerksamkeit buhlt, und wie einem Kind verzieh ich ihm den Ausrutscher. Ab und an kam Don José, der Wirt, ein grobschlächtiger Glatzkopf mit Fleischerschürze, der uns Eis und Rum nachfüllte und dann zu seinem Aluminiumschemel neben der Theke zurückkehrte, wo er mit dem Kreuzworträtsel des Boulevardblatts *El Espacio* kämpfte. Ich dachte an Elena de Laverde, die Ehefrau. An einem gewissen Tag eines gewissen Jahres war Ricardo aus ihrem Leben verschwunden und ins Gefängnis gegangen. Doch

was hatte er getan, um das zu verdienen? Hatte ihn seine Frau all die Jahre nicht besucht? Und wie kam ein Pilot dazu, seine Tage in den Billardsalons im Zentrum Bogotá zu verbringen und sein Geld zu verwetten? Vielleicht kam mir damals, wenn auch rein intuitiv und unausgegoren, erstmals der Gedanke, der mich später verfolgen sollte, immer wieder in andere Worte gefasst oder manchmal auch ohne Worte: *Dieser Mann ist nicht immer so gewesen. Dieser Mann war früher ein anderer.*

Es war bereits dunkel, als wir gingen. Ich hatte unsere Gläser im Billardsalon nicht gezählt, aber der Rum war uns zu Kopf gestiegen, und auf den Gehwegen im Candelaria-Viertel war es eng geworden. Man konnte kaum treten. Die Leute strömten aus den abertausend Büros im Zentrum, waren auf dem Weg nach Hause oder in die Geschäfte, um Weihnachtsgeschenke zu kaufen, bildeten Knäuel an den Ecken, wo sie auf den Bus warteten. Draußen stieß Ricardo Laverde prompt mit einer Frau im orangefarbenen Kostüm zusammen (oder vielleicht war es nur im gelblichen Licht orange). »Passen Sie doch auf, Sie Tölpel«, sagte die Frau, und da wurde mir klar, dass es unverantwortlich, ja gefährlich war, ihn in dem Zustand allein nach Hause gehen zu lassen. Ich bot mich an, ihn zu begleiten, und er ließ es zu oder wehrte sich zumindest nicht merklich. Nach wenigen Minuten hatten wir die Kapelle La Bordadita erreicht, nun geschlossen, und ließen die Menge hinter uns zurück, als tauchten wir in eine andere Stadt ein, eine Stadt nach der Sperrstunde. Tief im Candelaria-Viertel ist die Zeit wie aufgehoben. In gewissen Straßen dieser Gegend kann man sich noch vorstellen, wie das Leben in Bogotá vor einem Jahrhundert aussah. Beim Gehen sprach Laverde mit mir zum ersten Mal wie mit einem Freund. Zunächst dachte

ich, dass er sich nach der willkürlichen Grobheit von vorhin wieder einschmeicheln wollte (der Alkohol befördert solche Reue, solch intime Schuldgefühle); doch dann schien mir, dass da etwas anderes war, eine dringende Aufgabe, deren Beweggründe ich nicht begriff, eine unaufschiebbare Pflicht. Ich ließ ihn natürlich gewähren, wie man es mit allen Betrunkenen macht, die mit ihren Betrunkengeschichten anfangen. »Sie ist alles, was ich habe«, sagte er.

»Elena?«, fragte ich. »Ihre Frau?«

»Sie ist alles, was ich habe. Fragen Sie nicht nach Einzelheiten, Yammara, niemandem fällt es leicht, von seinen Fehlern zu sprechen. Ich habe die meinen begangen wie jedermann. Habe Mist gebaut, ja. Und was für einen. Sie sind noch jung, Yammara, so jung, dass Sie vielleicht noch nichts Entscheidendes falsch gemacht haben. Ich meine nicht, dass man seine Liebste betrügt, nichts dergleichen, oder dass man die Liebste seines besten Freundes verführt, das sind Kindereien. Ich meine echte Fehler, Yammara, das ist eine Sache, die Sie noch nicht kennen. Besser so. Nutzen Sie's, Yammara, nutzen Sie's, solange Sie können: Man ist glücklich, bis man definitiv eine Dummheit begeht, danach wird man nie wieder zu dem, der man vorher war. Nun ja, das wird sich in den nächsten Tagen zeigen. Elena kommt, und ich will versuchen, zu retten, was vorher war. Elena war die Liebe meines Lebens. Und wir haben uns getrennt, wir wollten es nicht, aber es ist trotzdem passiert. Das Leben hat uns getrennt, so was tut das Leben. Ich habe wirklich Mist gebaut, und wir haben uns getrennt. Aber wichtig ist nicht, dass man Mist baut, Yammara, hören Sie gut zu, wichtig ist nicht, dass man Mist baut, sondern dass man weiß, wie man ihn wiedergutmacht. Mag auch Zeit vergangen sein, egal, wie viele Jahre, es ist nie zu spät,

etwas zu kitten, was man zerbrochen hat. Und genau das werde ich tun. Elena kommt, und genau das werde ich tun, kein Fehler kann ewig gelten. All das war vor langer, langer Zeit. Sie waren noch nicht einmal geboren, glaube ich. Sagen wir um 1970. Wann sind Sie geboren?«

»1970, ja«, sagte ich. »Ganz genau.«

»Tatsächlich?«

»Tatsächlich.«

»Nicht 71?«

»Nein«, sagte ich. »70.«

»Gut, 70 also. In dem Jahr ist so vieles passiert. Auch in den nächsten, versteht sich, aber vor allem in dem Jahr. Das Jahr hat unser Leben verändert. Ich habe zugelassen, dass wir getrennt wurden, aber das ist nicht das Wichtigste, Yammara, hören Sie gut zu, wichtig ist das, was jetzt passieren wird. Elena kommt, und genau das werde ich tun: die Sache einrenken. Das kann doch nicht so schwer sein, oder? Wie viele haben nicht auf halber Strecke noch den Kurs berichtigt? Unzählige, etwa nicht? Genau das werde ich tun. So schwer kann es nicht sein.«

All das sagte mir Ricardo Laverde. Wir waren allein, als wir seine Straße erreichten, so allein, dass wir inzwischen unbewusst mitten auf der Fahrbahn liefen. Ein Karren, überladen mit alten Zeitungen und von einem klapperdürren Maultier gezogen, fuhr bergab an uns vorbei, und der Mann, der die Zügel hielt (das Hanfseil, das als Zügel diente), musste pfeifen, um uns nicht zu überrollen. Ich erinnere mich noch an den Mistgestank des Tiers, allerdings nicht an Pferdeäpfel, erinnere mich an den Blick des kleinen Jungen, der hinten auf den Brettern saß und die Beine baumeln ließ. Ich erinnere mich, dass ich dann die Hand ausstreckte, um mich von Laverde zu verabschieden, und die Hand in der